

Senka K.

«Egal wo wir sind, das Leben ist ein grosses Glück für uns alle»



Senka K., f., geboren 1961, aus Mojkovac/Montenegro, seit 1990 in der Schweiz

Wo bist du geboren? 1961 in Montenegro. Das ist immer noch Jugoslawien. Montenegro liegt im Süden, am Meer. Ich wuchs zehn Minuten vom Zentrum der kleinen Stadt Mojkovac auf. Damals hatte die Stadt 12000 Einwohner, in der Zwischenzeit ist sie gewachsen. Sie ist sehr schön, von grossen Bergen umgeben, und liegt an der Tara, einem sehr sauberen Fluss, in dem ich schwimmen lernte. Wir besaßen ein Haus und 75 Aren Land, auf dem wir Obst gepflanzt hatten. Die Eltern sind beide Montenegriner. Sie sprechen serbokroatisch, wir Kinder auch.

Was machte dein Vater beruflich? Er arbeitete in einer Möbelfabrik, meine Mutter auch. Mein Vater hat sich im Zweiten Weltkrieg eine Krankheit zugezogen und bekam deswegen Schwierigkeiten. Er liess sich frühpensionieren.

Wir wurden sehr streng erzogen. Wenn andere abends in die Disco gingen oder einen Spaziergang machten, wurde uns das verboten. Ich konnte höchstens gehen, wenn meine Brüder, eineinhalb Jahre jüngere Zwillinge, mitkamen. Wir mussten immer für die Schule lernen. Wir durften auch nicht Karten oder auf der Strasse spielen. Mein Vater wollte keine Kinder, die auf der Strasse aufwuchsen.

Zuerst waren wir drei Kinder, und sechs Jahre nach meinen Brüdern kam meine Schwester zur Welt. Ich musste mich schon als Siebenjährige um sie kümmern, was mich nicht sehr freute. Als meine Schwester zehn Jahre alt war, kam sie zur Tante in Belgrad, weil es bei uns keine Musikschule gab. Meine Schwester zeigte schon früh Interesse an der Musik. So wuchs sie in Belgrad auf, und wir haben uns während zehn, zwölf

Jahren nur in den Sommerferien gesehen. Nach Abschluss der Mittelschule gingen ich und meine Brüder nach Belgrad, um zu studieren. Der Kontakt zu meiner Schwester wurde intensiver, und sie ist heute meine beste Freundin. Sie lebt in Belgrad, ist verheiratet und hat zwei Kinder. Sie ist Musiklehrerin, und sie singt in einem Militärchor, in dem Männer und Frauen mitmachen. Während des Krieges gaben sie in Uniform in ganz Jugoslawien Konzerte, und ich hatte grosse Angst um sie.

Habt ihr als Kinder
Radio gehört?

Ja, die Eltern hörten viel Volksmusik, und wir gewöhnten uns daran. Jeden Morgen um ungefähr sechs, sieben Uhr hörten wir diese Musik und die Nachrichten, weil meine Mutter um diese Zeit zur Arbeit ging. Mein Vater stand dann auf und machte Kaffee. So war es jeden Morgen.

Als ich sechs, sieben Jahre alt war, kauften meine Eltern einen Fernseher. Er hiess «Major 67». Dieses Gerät hat mein Vater immer noch. Zu jener Zeit hatten nicht viele Leute einen Fernseher. So kamen jeweils viele Nachbarn, um Nachrichten zu sehen. Wir Kinder waren dann schon im Bett, aber wir bekamen trotzdem mit, was im Fernsehen gesprochen wurde. Denn ein Nachbar hörte schlecht, deswegen stellten sie den Fernseher ein bisschen lauter.

Wie erlebtest du die
Schulzeit?

Als ich acht Jahre alt war, hatte ich in der Schule einen Unfall. Ein Kind verletzte mit einem Bleistift mein Auge. Meine Lehrerin behielt mich bis zum Ende des Tages in der Schule. Dann gab es mit meinem Auge sehr grosse Komplikationen. Als ich nach Hause kam, brachte mich mein Vater sofort zu einem Spezialisten. Innert dreieinhalb Monaten waren sieben Operationen nötig. Ich kann mit dem rechten Auge immer noch nicht gut sehen, aber wenigstens habe ich es nicht verloren. Das war eine schlechte Erfahrung mit einer Lehrerin.

Ansonsten war die Schule gut. Ich war eine sehr gute Schülerin. Nachher besuchte ich das Mathematik-Gymnasium und ging dann nach Belgrad, um mich in Möbel-Design auszubilden. Aber ich habe die Ausbildung nicht abgeschlossen. Es wären noch vier, fünf Prüfungen zu machen gewesen, doch die Situation in meinem Land wurde immer schlechter. Meine Eltern konnten mir von ihrem kleinen Lohn nur wenig Geld schicken. Ich musste eine Arbeit suchen, um zu überleben. Ich arbeitete an verschiedenen Orten: im Restaurant, am Buffet, in der Reinigung, in der Fabrik. In der Papierfabrik war ich etwa ein halbes Jahr und machte dort die erste Schicht. Nach Arbeitschluss ging ich sofort zur zweiten Arbeitsstelle in einer Pizzeria. Dann schlief ich drei, vier Stunden und ging morgens

wieder in die Fabrik. Das war sehr schwer, aber es ging nicht anders.

Wann hast Du dich entschieden, ins Ausland zu fahren? 1989 fragte mich meine Freundin: «Willst du ins Ausland gehen, um zu arbeiten?» Ich hatte mir das noch nie überlegt. Aber ich war in einer schwierigen Situation: Ich hatte bei einigen Verwandten Schulden, versuchte bei einer grossen Firma eine feste Stelle als Datatypistin zu bekommen, aber sie vertrösteten mich nur auf später. Keine Zukunft, keinen Lohn, keine feste Stelle, keinen Abschluss. Meine Freundin sprach mich auf die Schweiz an, aber ich hatte davon nur im Geografieunterricht gehört und wusste, dass sie irgendwo in Europa lag. Und doch fand ich: «Ja, ich gehe. Alles versuchen und nachher zurückkommen und vielleicht mit der Ausbildung weitermachen.» Ich überlegte es mir sieben Tage lang hin und her. Aber ich musste natürlich die Einwilligung meiner Eltern haben.

In der Zwischenzeit hatten sie das Haus in Montenegro verkauft und waren in die Nähe von Belgrad gezogen, wo sie ein grösseres Haus und Land kauften. Ich erzählte den Eltern von meinen Plänen. Die Mutter meinte: «Nein. Du bist ein Mädchen. Das ist sehr schwer. Wer weiss, was dort ist?» Aber mein Vater sagte: «Geh. Wenn es schlecht läuft, kommst du nach Hause zurück.»

So fuhr ich an einem Samstag in einem Auto in die Schweiz. Ich war nicht froh, aber auch nicht traurig. Ich wusste nicht, dass ich mein Land für immer verlasse. Ich dachte, ich komme eines Tages zurück.

Der Tag unserer Ankunft war ein wolkenloser Augusttag: Alles war grün, alles war sauber. Ich dachte: Mein Gott, ist das ein schönes Land. Ich konnte nicht glauben, dass die Schweiz so aussieht. Dann kam ich zu einer jugoslawischen Frau nach Basel. Sie hatte zwei kleine Mädchen. Ich habe auf diese Kinder aufgepasst. Ich war dort ungefähr ein Jahr, mit einem Touristenvisum.

Ich hatte im Haus dieser Familie mein eigenes Zimmer. Die Mutter der Kinder arbeitete, und ich war den ganzen Tag mit den Kindern zusammen und hatte keine andere Gesellschaft. Ich kannte niemanden, war immer allein. In Belgrad hatte ich viele Freunde und Freundinnen gehabt. Dieses Alleinsein war schlecht für mich.

Was hast du am Abend gemacht? Diese Frau hatte viele Bücher. Ich las viel. Ich dachte auch, ich würde die deutsche Sprache nie lernen. Ich kannte nur ein paar Worte aus Filmen über den 2. Weltkrieg. Diese Frau sagte mir:

«Du musst viel fernsehen. Vom Fernsehen kommt das automatisch.» Sie bezahlte mir auch einen Kurs in der Migros-Club-schule. Anfangs wusste ich nicht einmal, dass man jemandem «grüezi» sagen muss.

Eine Nachbarin und ihr Mann nahmen mich dann einmal an ein jugoslawisches Fest mit. Es war der 6. Mai 1990. Dort lernte ich meinen späteren Mann kennen. Das war nicht geplant, das war einfach Schicksal. Er arbeitete hier als Zaunmonteur und kommt aus Valjevo, im südlichen Serbien. Nach zweieinhalb Monaten waren wir verheiratet.

Wir lebten zuerst ein Jahr lang in der Einzimmerwohnung meines Mannes. Als ich schwanger wurde, nahmen wir die Dreizimmerwohnung, in der wir immer noch leben. Jetzt haben wir zwei Töchter. Sie wissen, dass ich aus Serbien komme, und sie sind auch Serbinnen, aber sie sind hier geboren, und sie werden Schweizerinnen sein. Sie werden hier eine Schule besuchen, und sie werden hier arbeiten.

Hast du vor allem zu den Kindern geschaut, oder bist du dann auch arbeiten gegangen?

Im ersten Jahr arbeitete ich in einer Cafeteria. Ich hatte eine Arbeitsbewilligung. Als das erste Kind zur Welt kam, machte ich eine Pause. Nach einem weiteren Jahr kam das zweite Kind. Zwei Jahre nachdem ich mit meinem Mann zusammen war, wurde er Aussendienstverkäufer bei der Firma Z.: Sie vertreibt Geschirr, Töpfe, Porzellan. Wir arbeiteten zusammen dort, eine Cousine hütete die Kinder. Die Firma Z. ist jugoslawisch. Sie hat Filialen in über dreissig Ländern. Aufgebaut wurde sie 1992 in der Schweiz. Wir lernten viele jugoslawische Kunden kennen. Wir machten die Präsentationen in den Wohnungen der Leute. Mit einigen sind wir befreundet.

Wir hatten dann Probleme mit dem Chef von Z. und sind jetzt seit zwei Jahren nicht mehr dort. Das Arbeitsamt vermittelte mir ein sechsmonatiges Einsatzprogramm: im Verkauf eines Brockenhauses der Asylorganisation. Es bezahlte mir auch einen Deutsch-Intensivkurs. Meine Beraterin auf dem Arbeitsamt organisierte mir nun noch einen zusätzlichen dreimonatigen Kurs. Das ist sehr gut. Ich besuchte auch einen Computerkurs und habe jetzt einen Computer. 1992 machte ich die Autoprüfung. Ich lernte auch Englisch. Das habe ich selber bezahlt.

Welche Erfahrung hast du in diesen zehn Jahren, die du schon da bist, mit Schweizern gemacht?

Die Schweizer haben eine andere Mentalität als wir. Die Leute hier leben eher für sich und brauchen nicht viel Gesellschaft. Sie treffen sich nicht zu Hause wie wir in Jugoslawien. Für uns ist es normal, zehn Gäste zu haben oder wenn sieben Leute unangemeldet zu mir kommen, um einen Kaffee zu trinken. Bei einer Schweizerin muss ich vorher telefonieren und fragen, ob sie Zeit

hat. Jetzt verstehe ich das, aber anfangs kam es mir ein wenig seltsam vor.

Was bei uns auch anders ist: Geht man hier zusammen einen Kaffee trinken, zahlt jeder für sich. Aber daran habe ich mich auch gewöhnt.

- Was gefällt dir hier besser als in Jugoslawien? Dass alles sauber ist: Keine Papiere, keine Zigaretten auf der Strasse. Und die Disziplin. Und dass die Polizei alles macht, was eine Polizei machen muss.
- Was vermisst du von Jugoslawien? Wir sind an viel Gesellschaft gewöhnt. Bei mir können die Leute bis Mitternacht sitzen und trinken und laut sein. Aber wir müssen aufpassen, weil hier Schweizer Hauswarte sind. Ich hatte nicht viel Erfolg mit schweizerischen Leuten an schweizerischen Parties. Manchmal bin ich gegangen, aber ich passte auf, nichts falsch zu machen. Obwohl in den Schweizer Restaurants alles glänzt, herrscht hier eine andere Atmosphäre als in Belgrad. Dort ist die Musik laut ... Das ist einfach in den Leuten drin. In Belgrad spreche ich die Muttersprache und komme viel schneller in Kontakt mit den Leuten. Das geht automatisch. Und hier ist eine Distanz.
- Hängt das auch mit der Sprache zusammen? Ja, deshalb möchte ich die deutsche Sprache so gut lernen, dass ich auch auf der Strasse frei sprechen kann, ohne Fehler. Am Anfang hatte ich grosse Angst, Fehler zu machen. Ich gab mir immer Mühe, alles zu verstehen. Aber ich habe immer noch Probleme, das Schweizerdeutsch zu verstehen, weil ich in der Schule Hochdeutsch lerne. Manchmal sage ich: «Bitte, sprechen Sie Hochdeutsch mit mir.» Manche Leute haben Verständnis dafür, manche nicht.
- Werdet ihr nach Jugoslawien zurückkehren? Wir haben überhaupt nicht über dieses Thema gesprochen. Die Situation in meinem Land ist nicht besser geworden, sondern schlechter. Seit wir die Kinder haben, betrachten wir die Schweiz als zweites Heimatland. In unseren Herzen bleibt aber Jugoslawien immer noch unser Heimatland. Aber das ist das Heimatland meiner Kinder. Und folglich automatisch unser zweites Heimatland.
- Kennst du die Eltern anderer Schüler? Ja, aber nicht sehr gut, sondern von den Elternsitzungen her. Wir grüssen uns auf der Strasse. Aber das Leben hier ist streng und stressig. Wir haben keine Zeit, Freundschaften zu schliessen. Vielleicht liegt es auch an der Sprache.

Wie wurdest du, als du hier in der Schweiz ankamst, von den Schweizern behandelt?

Ganz normal. Ich machte nie schlechte Erfahrungen mit den Schweizern. Alle Schweizer, die ich getroffen habe, waren nett zu mir, trotz meiner schlechten Sprache. Sie gaben sich auch Mühe, mich zu verstehen und meine Fehler zu verbessern. Erst in letzter Zeit gab es ein paar Probleme: wegen der Politik. Eine Frau wollte beispielsweise an einem Kurs für Arbeitslose nur teilnehmen, wenn keine Ausländer dabei seien. Oder wenn ich mich bei einer Firma um eine Stelle bewerbe, fragt man: «Woher kommen Sie?» Ich sage jeweils: «Aus Jugoslawien.» Denn für mich existiert Jugoslawien immer noch. Ich kann es immer noch nicht fassen, dass es geteilt ist. Wenn ich also sage: «Ich komme aus Jugoslawien», dann wird gefragt: «Woher aus Jugoslawien?» Dann sage ich: «Aus Serbien.» – «Ah, Sie sind Serbin?» – «Nein, ich bin Montenegrinerin.» Und dann kommt vielleicht die Frage: «Sind die Leute aus Montenegro und aus Serbien dieselben?» Warum diese Frage? Das sind die gleichen Leute. Das tut weh. Das stört mich. Dass ich Jugoslawin bin, Serbin, Montenegrinerin, ist ein Grund, dass ich keine Arbeit finde. Der Krieg machte es noch schlimmer. Ich spüre auch auf der Strasse, dass die Leute mich deswegen schief anschauen. Aber ich möchte hier normal leben wie bis jetzt. Ich habe keine Schuld an der Politik.

Auch in der Schule passiert das. Kurz nachdem der Krieg anfang, sagten einige Kinder meiner Tochter: «Wir hassen Serben. Wir hassen Jugoslawien». Und meine Tochter sagte: «Ich hasse Albaner.» Meine Kinder spielen jeden Tag mit albanischen Kindern. Das ist normal. In der Schweiz leben alle zusammen. Ich habe meiner Tochter gesagt: «Du darfst nicht mehr sagen, dass du Albaner hasst.» Ich lehre meine Kinder, dass sie niemanden hassen.

Wie sieht die Zukunft deiner Kinder aus?

Ich habe richtig Angst wegen der Fanatiker auf allen Seiten. Ich habe auch Angst, dass es eines Tages nur noch 20 Prozent richtige Schweizer gibt und dass 80 Prozent aus aller Welt kommen. Ich bin integriert. Ich kann normal leben wie alle anderen Schweizer. Ich muss nur meine Sprache verbessern. Wenn ich aber Leute etwa in diesen seltsamen Kopftüchern sehe, habe ich das Gefühl, ich sei nicht in der Schweiz, sondern sonst irgendwo. Wenn wir in der Schweiz leben, müssen wir respektieren, wie man hier lebt.

Wie oft seid ihr in den letzten neun Jahren nach Jugoslawien gefahren?

Einmal jährlich. Ich habe keinen Grund, die Eltern finanziell zu unterstützen, weil sie dort gut leben. Aber die Eltern, die Schwester, die Brüder und deren Kinder möchte ich hin und wieder sehen. Ich möchte, dass meine Kinder mit diesen

Kindern zusammen spielen, dass sie ihre Sprache nicht vergessen und dass sie wissen, dass sie Brüder und Schwestern in Jugoslawien haben. Und vielleicht auch, damit sie wissen, dass sie auch in Zukunft bei der Familie in Jugoslawien Ferien machen können. Wir sind stark verbunden. Wir telefonieren jeden zweiten, dritten Tag, meine Kinder auch. Ich möchte diesen Sommer hingehen und sehen, was der Krieg verändert hat.

Wie hat sich dein Bild von Jugoslawien verändert?

Früher waren wir nicht arm, nicht reich, aber wir waren alle gleich. In diesem Sinne waren wir reich. Jetzt, durch die wirtschaftliche Situation und die sozialen Probleme, gibt es sehr grosse Unterschiede zwischen reichen und armen Leuten. Es ist wie eine Schere. Ich habe während der Zeit des Krieges in Bosnien Leute gesehen, die in Containern nach Essbarem wühlten. Das ist sehr traurig, und es wird immer schlimmer: Weil nun viele Leute keine Arbeit haben, die Fabriken von den Bomben zerstört wurden. Viele Leute haben kein Geld zum Leben.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)